

Märchenhaft und archaisch

Text **Hubertus Adam**



Links: Das Teehaus als begehbare Skulptur. In den abstehenden Taschen befinden sich Glas- und Holzelemente, die vor die Öffnung geschoben werden können. Rechts: Fotos im Siza-Pavillon zeigen weitere Arbeiten des Architekten. Fotos: Hertha Hurnaas

Wie nicht von dieser Welt, steht das hölzerne Teehaus im Wald der Raketenstation Hombroich. Die Ausstellung auf der Museumsinsel zeigt Arbeiten des japanischen Architekten Terunobu Fujimori.

Unter den zeitgenössischen japanischen Architekten, die auch im Ausland Bekanntheit erlangt haben, ist Terunobu Fujimori vielleicht der eigenwilligste. 1946 in der Provinz Nagano geboren, schloss er 1971 sein Architekturstudium an der Tohoku University ab, verweigerte sich aber dem spätmodernistischen Bauboom der siebziger Jahre. Stattdessen erforschte er die japanische Architekturgeschichte und untersuchte zusammen mit Künstlerkollegen japanische Metropolen auf Basis neodadaistischer und situationistischer Strategien: 1974 bildete sich die Tokyo Architectural Detective Agency, 1986 die ROJO (Roadside Observation Studies) Society. Das Interesse für anonyme Architektur und die surreale Poesie des Alltäglichen war eine Inspirationsquelle auch für jüngere Architekten, etwa Atelier Bow-Wow mit ihrer Studie „Made in Tokyo“ (Bauwelt 43–44.2002). Bekannt geworden im Land ist Fujimori durch Ausstellungen und Publikationen zur japanischen Architekturgeschichte und – seit

2016 – als Direktor des Edo-Tokyo Museum, das in einem spätmetabolistischen Großbau von Kiyonori Kikutake angesiedelt ist.

Erst 1991, mit 44 Jahren, errichtete er sein erstes Gebäude: das Jinchokan Moriya Historical Museum in seiner Heimatstadt Chino. Diesem folgten seither eine Reihe unterschiedlicher Bauten, darunter Museen, Einfamilienhäuser, Studentenunterkünfte und 2015 ein Besucherpark des Herstellers Taneya, der für die in Japan äußerst beliebten Baumkuchen bekannt ist. Das „La Collina“ genannte Ensemble in Omihachiman nahe Kyoto ist Fujimoris bisher größtes Projekt. Es besteht aus großen Holzbauten, die mit steil aufragenden, geometrisch abstrakten Grasdächern versehen und mit organisch geformten Elementen, wie einem mächtigen Turm und putzigen, mit kleinen Pflanzbüscheln garnierten, Pavillons kombiniert sind.

Wie alle Bauten von Fujimori wirkt La Collina märchenhaft und archaisch, nicht recht von dieser Welt, aber nur bedingt nostalgisch, eher surreal. Gewiss gibt es manche Anklänge an die historische Architektur der Jomon-Periode (1. Jahrtausend v. Chr.), doch geht es Fujimori nicht um das Re-Enactment einer nationalen Bautradition. Mit seinen eigenen Bauten verweigert er sich dem derzeit gängigen Bild der leichten, entmaterialisierten, ätherischen Architektur in Japan, für

die paradigmatisch SANAA oder Sou Fujimoto stehen. Und der Investorenarchitektur, die überall im Lande grassiert, ohnehin. Auch in der Vergangenheit war das Spektrum der Architektur in Japan vielgestaltiger und bizarrer, als es gemeinhin den Anschein hat.

Nach seinem ersten Auftritt auf der Architekturbiennale 2006 in Venedig ist Fujimori gerade in Europa immer wieder in Erscheinung getreten – mit Kleinbauten, oft Teehäusern. Beispielsweise entstand 2010 das „Beetle House“ für die Ausstellung „Architects build small spaces“ im Victoria & Albert Museum London, 2012 das „Storchchenhaus“ im österreichischen Raiding und zur Architekturbiennale Venedig 2018 eine Kapelle als Beitrag des Vatikans.

Diese Reihe hat nun mit dem „Ein Stein-Teehaus“ auf der Raketenstation Hombroich ihre Fortsetzung gefunden. Etwas versteckt, wie es sich für ein Teehaus gehört, steht das Gebäude in Sichtweite der Langen Foundation von Tadao Ando, so dass die Arbeiten zweier japanischer Architekten der gleichen Generation gewissermaßen kontrastieren. Das Teehaus steht auf Robienpfählen, die einen Meter tief im Boden verankert sind, und ist über eine Metalltreppe zugänglich. Ursprünglich wünschte sich Fujimori hölzerne Leitern; Zeichnungen beweisen, dass er anfangs an eine Höhe von sechs bis acht Metern

dachte. Doch all dies ließen die Brandschutz- und Sicherheitsbestimmungen nicht zu. Das mit einem hohen Satteldach versehene Teehaus selbst ist mit den für Fujimori typischen karbonisierten Holzbrettern (Yakisugi) verkleidet und durch eine große, wie brillenartig erscheinende Öffnung zur Landschaft hin orientiert. Wahlweise können Elemente aus mundgeblasenem Glas oder Holzplatten vor die Öffnung geschoben werden; im geöffneten Zustand werden diese in die auskragenden hölzernen Taschen geschoben, welche dem Teehaus als „Ohren“ einen leicht anthropomorphen Charakter verleihen.

Nur bedingt haben Fujimoris Teehäuser etwas mit der klassischen Formulierung der Bauaufgabe durch den Teemeister Sen no Rikyu im 16. Jahrhundert zu tun. Das betrifft Form- und Materialwahl, aber auch die Möblierung: Sitzbänke und Tisch gibt es in japanischen Teehäusern eigentlich nicht, und der Teekessel steht auf offenem Feuer, nicht auf einer Heizplatte. Ein schönes Detail, wie Fujimori westliches und östliches Verhalten in ironisch-spielerischer Diktion mischt, ist die Lösung des Zugangs: Zwar verzichtet er auf die typische Kriechtür (nijiriguchi), führt den Weg zum Teehaus aber so unter einem Baum mit einem niedrigen Ast hindurch, dass auch die hochgewachsenen Europäer sich vor dem Betreten des Teehauses bücken müssen.

Ergänzt wird die Eröffnung des Teehauses, das dauerhaft in Hombroich verbleibt, durch eine von Frank Boehm mit Leonhard Panzenböck kuratierte Ausstellung im Siza-Pavillon. Neben Entwurfsskizzen und Modellen des Projekts vor Ort sind wandhohe Schwarz-Weiß-Fotos (Akihisa Masuda) anderer Teehäuser von Fujimori zu sehen. Des Weiteren wird La Collina präsentiert, und ein Film steht ausschnitthaft für die ROJO-Jahre von Fujimori. Auf Beschreibungen wird weitestgehend verzichtet, auch das ausliegende Falblatt gibt nur die allernötigsten Informationen. Diese Zurückhaltung mag der für Hombroich charakteristischen Strategie geschuldet sein, die Besucher möglichst unvoreingenommen auf Kunstwerke treffen zu lassen, sie gelangt aber an Grenzen, wenn es sich um durchaus komplexe Bauvorhaben in einem anderen kulturellen Kontext handelt. Für alle diejenigen, die sich nicht schon einmal intensiver mit Fujimori auseinandergesetzt haben, wäre etwas mehr Erklärung wünschenswert gewesen.

Terunobu Fujimori – Ein Stein-Teehaus und andere Architekturen

Museum Insel Hombroich, Minkel 2, 41472 Neuss

www.inselhombroich.de

Wieder ab 5. Februar, bis 11. April

Virtuelle Verfügbarkeit gegen reale Abwägungsfehler

Text **Gudrun Escher**

Ein Mangel an Forschung und Wissen scheint nicht das Problem, wenn die Herausforderungen der Stadt- und Landesentwicklung bewältigt werden wollen. Im Rahmen der 25. REAL CORP wurde Expertise geteilt.

Im September wurde die 25. REAL CORP – eine Fachkonferenz internationaler Fachleute der Stadt- und Landesplanung – virtuell ausgetragen. Das viertägige Programm war mit vielfältigen Referaten gespeist, in denen Erfahrungen und Anregungen aus allen Himmelsrichtungen der Erde zusammengetragen wurden. Dabei blieb keines der bekannten Querschnittsthemen unberücksichtigt: Städtewachstum, Klimaresilienz, bezahlbares Wohnen, Pandemie-Erfahrungen, Digitalisierung, Beteiligung und Mobilität.

Abgekürzt namensgebend ist eine vom österreichischen Raumplaner Manfred Schrenk ins Leben gerufene Organisation für internationalen Wissenstransfer: „Real COnsulting, Research, Projects in Urban Planning, Smart Cities, Mobility and Geoinformation“. Dieses Mal fand die jährliche Konferenz als Hybridveranstaltung statt: Es gab ein virtuelles Tagesprogramm sowie Vor-Ort-Diskussionen an der RWTH in Aachen mit Live-Übertragung in 41 Länder. Aus Anlass des 150-jährigen Jubiläums der Hochschule hatte das dortige Institut für Städtebau unter Christa Reicher die Veranstaltung mit weiteren Aachener Städtebau-Konferenzen kombiniert und das Thema „Shaping Urban Change – Livable City Regions for the 21st. Century“ ausgerufen.

Wie kann der sich abzeichnende Wandel qualitativ gestaltet werden? Wer sind die Akteure,

und welche Rolle können Planerinnen und Planer in verschiedenen Szenarien spielen? Für die Präsenzveranstaltungen am Abend rückten die Zukunftsaufgaben des Dreiländerecks Deutschland-Belgien-Niederlande in den Vordergrund. Das Städtewachstum, die Mobilität und die Planungskultur in der trinationalen Städteregion gewinnen mit Blick auf das Ende des Braunkohletagebaus 2038 besondere Brisanz. Erfahrungshorizonte und Vorbilder für Strategien eines Strukturwandels bieten das belgische Entwicklungsgebiet „Parkstad Limburg“ und der niederländische „Greenpark Venlo“. So auch die IBA See in der Lausitz und nicht zuletzt die IBA Emscherpark der 1990er Jahre. Irene Wiese von Ofen, damals Beigeordnete für Planung der Stadt Essen, hob in ihrem Vortrag Grundthesen hervor, die auch heute gelten: nüchterne Bestandsaufnahmen der Stärken und Schwächen, klare langfristige Ziele, Bodenfonds für bessere Verfügbarkeit, echte Kooperation und Teilhabe der Betroffenen sowie das Zusammenführen von Bildung, Kultur, Umweltschutz und Wirtschaftsförderung.

Das rheinische Braunkohlerevier sieht sich einem politisch verordneten Strukturwandel gegenüber. Um fit für die Zukunft zu werden, muss langfristig geplant werden. Eine schwierige Gemengelage besonders für die vielen kleinen Kommunen, die riesigen regionalen und sogar

grenzüberschreitenden Aufgaben gegenüberstehen. Peter Pol aus Den Haag begreift gar den Großraum Rhein – Schelde – Maas einschließlich Niederrhein und Ruhrgebiet als „Eurodelta“ oder „Deltametropole“, als einen wirtschaftlich starken Raum mit gemeinsamer Geschichte, zusammenhängender Urbanisierung und hoher Hochschuldichte, aber im Wettbewerb um Talente, Kapital und Wissen stehend mit anderen Großregionen. Eine zentrale Frage ist überall der Ausgleich zwischen Stadt und Land mit kleinräumlichen Planungen innerhalb eines großen flexiblen Rahmens.

Dem weltweiten Wachstum der Metropolen mit der Aufwertung kleinerer Einheiten etwas entgegenzusetzen, ist eine der zentralen Thesen, die Pietro Elisei aus Bukarest vertritt. Nicht große Ideen, sondern kleine realisierbare Projekte bringen Veränderungen in Gang. Transparent durchgeführt und gut kommuniziert, erzeugen sie die positiven Erfahrungen des Wandels, die nötig sind, um Impulse fortwirken zu lassen.

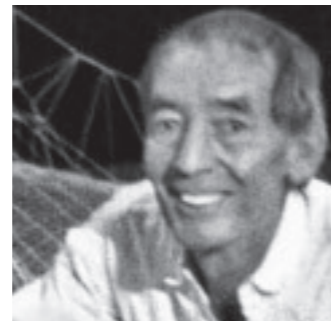
Als Versuch im kleinen Format werden an fünf Ersatzsiedlungen auf RWE-Grundstücken die Potenziale eines künftigen „Innovation Valley Aachen/Köln“ mit „Grünen Technologien“ als Zukunftsthemen ausgelotet. Dabei wird der neuartige und leicht zu handhabende Nachhaltigkeitsindex „Resource Score“ der Agentur Faktor X als Richtschnur angewendet. Über die Nutzungsdauer von 50 Jahren betrachtet dieser den von Neubauten verursachten Ausstoß von Treibhausgasen in CO₂-Äquivalenten, den nicht-erneuerbaren Primärenergieverbrauch und den lebenszyklusweiten Verbrauch nicht-nachwachsender Rohstoffe im regionalen Vergleich. Neubauten gemäß ENEC 2016 bilden dabei den schlechtesten Wert. Die Einsparungen von CO₂, Energie und Kosten können sich sehen lassen.

Wenn die REAL CORP-Konferenzen dazu beitragen, dass übertragbare Erfahrungen und Kenntnisse weitergegeben und Abwägungsfehler vermieden werden, wäre schon viel gewonnen.

Conrad Roland in den siebziger Jahren
Foto: Conrad Roland Foundation

Conrad Roland

1934–2020



Conrad Roland war Schüler von Mies van der Rohe und Wegbegleiter Frei Ottos. Von ihm stammen zahlreiche so wundervolle Entwürfe, dass ihm ein Ehrenplatz unter den großen Visionären der westdeutschen Nachkriegsmoderne sicher sein müsste – wenn sein Werk endlich die angemessene Bekanntheit erlangte.

Vereint werden die beiden Pole seiner frühen Prägung in Rolands spekulativen Projekten, die zwischen 1963 und 1970

entstanden: Riesige Wohn- und Bürohäuser, die in Seilnetzen eingehängt werden. Mies'sche Eleganz und Frei Ottos Leichtbau zusammenzudenken, das macht Conrad Roland einzigartig. Als die Bauaufträge ausblieben, entwickelte er die Seilnetzidee zu neuartigen Spielplatzanlagen weiter.

2011 wurde Rolands Arbeit im Archiv des Deutschen Architekturmuseum wiederentdeckt. Dorthin war eine Fotografie gelangt, die er in den 1960ern an Heinz Rasch geschickt hatte. Sie war rückseitig beschriftet mit „Herrn Rasch, dem Vater der Hängehäuser, mit herzlichen Grüßen von Conrad Roland“. Das Foto zeigt ein kühn zu einer Spirale gedrehtes Hochhausmodell. Es dauerte nicht lange, da war Roland auf Hawaii aufgespürt, und sogar das Spiralhochhausmodell konnte ausgegraben werden. Ganz buchstäblich wie ein Dinosaurierknochen. Es lag seit 24 Jahren auf Schaumstoffschips gebettet in einem Speditionslager im Berliner Westhafen. Als Roland nach Hawaii auswanderte, hatte er es hier zurückgelassen, zusammen mit zwei Paletten voller Materialien zu seiner nie abgeschlossenen Dissertation.

Geboren 1934 in München, hatte Roland eine Tischlerlehre gemacht und danach Architektur an der TH studiert. Von 1957 bis 1959 setzte er das Studium in Chicago am IIT bei Mies van der Rohe fort, bei dem er bis 1961 im Büro tätig war. Zurück in Deutschland, arbeitete Conrad Roland parallel auf drei Feldern: Er begann die Dissertation über Hängehäuser, an denen sich auch Heinz Rasch abgearbeitet hatte. Gleichzeitig erstellte er die erste Monografie über das Werk von Frei Otto (Spannweiten, Ullstein-Verlag 1965) und baute in seiner Atelierwohnung etliche eigene Hängehausvisionen als große detaillierte Architekturmodelle.

1971 entstand das erste Kletternetz als Spielgerät. Zunächst widerwillig gründete Roland eine Firma, dann wurden die Aufträge immer größer und er meldete mehrere Patente an. Sein Unternehmen „Spielbau Conrad Roland“, später umbenannt in „Corocord“, realisierte mehrfach einen „großen Seilzirkus“ als zeltartige Konstruktion mit mehreren Pylonen. Zugleich entstanden hunderte kleinerer Kletternetze auf Spielplätzen in aller Welt.

1985 verkaufte er die Firma und zog nach Hawaii. Der Traum, wenigstens für sich selbst ein Hängewohnhaus zu errichten, blieb unerfüllt. Seinen Nachlass übergab er dem Südwestdeutschen Archiv für Architektur und Ingenieurbau (SAAI) in Karlsruhe. Bis zuletzt war ihm wichtig, dass jemand seine Dissertation doch noch fertigstellen möge. Das Material zu 600 Hängehäusern hätte er ja bereits zusammengetragen.

Text **Oliver Elser**

Klaus Humpert 1929–2020

Klaus Humpert war einer der einflussreichsten Städtebauexperten der vergangenen Jahrzehnte. Er holte die Disziplin Stadtplanung aus dem Dornröschenschlaf, befreite sie vom Dogma der Moderne und gestaltete sie als lebendige Disziplin. So prägte er als Professor eine ganze Generation Studierender, erforschte die Stadtentwicklung und entschied in zahlreichen Wettbewerben als unabhängiger und klar denkender Preisrichter.

Am 10. Oktober ist der Architekt und Stadtplaner in Freiburg gestorben. Geboren am 21. September 1929 in Frankfurt am Main und aufgewachsen im Schwarzwald, studierte er Architektur an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Er diplomierte bei Egon Eiermann, in dessen Büro er seine Berufslaufbahn begann. Anschließend wechselte er in die Bauverwaltung und leitete bis 1982 das Planungsamt in Freiburg. Seit 1976 war er Mitglied der Akademie der Künste, der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung sowie des Deutschen Werkbund Baden-Württemberg. Von 1982 bis 1994 folgte eine Professur für Stadtplanung und Entwerfen am Städtebau-Institut der Universität Stuttgart.

In der darauf folgenden Zeit wuchs sein Einfluss deutschlandweit. Über 30 Jahre hinweg war er Jurymitglied in 500 Wettbewerben der Bereiche Städtebau und Architektur, zusammen mit Frei Otto erforschte er im Stuttgarter Sonderforschungsbereich 230 „Natürliche Konstruktionen“ und ließ Schwarzpläne von 60 Metropolen über verschiedenen Zeitepochen hinweg digitalisieren und vergleichen. So kam er dem Phänomen der Stadt als sich selbst organisierender Organismus auf die Spur: Ballungsräume entwickeln sich unabhängig von kulturellen oder geografischen Standorten weitgehend nach fraktalen Gesetzmäßigkeiten.

Aber eben nicht nur. Gerade die Mischung aus Chaos und Ordnung ließ Freiraum für neue Erkenntnisse: für Humpert spiegelten sich hier die widersprüchlichen Bedürfnisse der Menschen nach Gemeinschaft einerseits und Abgrenzung andererseits wieder. Er entwickelte daraus eine Theorie anthropologischer Grundmuster, die ebenso einen großen Anteil an der Stadtentwicklung haben.

Bis zu seiner Emeritierung 1994 prägte Klaus Humpert die Studierenden mit seiner Annäherung an die Stadt als sich selbst organisierender Prozess. Seine lehrreichen Stadterkundungen auf dem Fahrrad in einer Zeit, in der dies höchst ungewöhnlich war, waren berühmt und blieben vielen Studierenden in lebhafter Erinnerung.

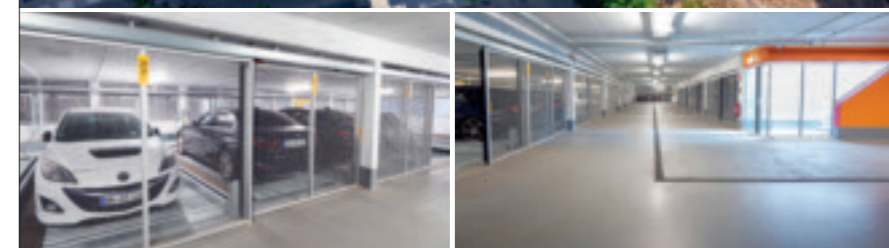
Sein genaues Beobachten, getrieben von einer kindlichen Neugierde, immer über den Tellerrand zu schauen, eröffnete ihm eine Bandbreite neuer Forschungsthemen, die er nach 1994 weiter verfolgte. Darunter sein Interesse an den „Laufwegen“ des Menschen im Gelände, wenn er keine „ausgetretenen“ Pfade benutzen kann, ebenso wie an der Vermessung mittelalterlicher Städte und der Suche nach Gesetzmäßigkeiten, die das Dogma der „historisch gewachsenen“ Stadt in Frage stellen, bis hin zum Vermessen von Abbildungen in mittelalterlichen Handschriften.

Bei seiner letzten Stadterkundung in Karlsruhe im Juli, an der er noch auf dem Fahrrad-Tandem teilnahm, verkündete er, er wolle Trumps Abwahl noch erleben. Die Stadtplanung verliert einen unbeugsamen Erklärer, einen offenen Geist, einen Menschen mit Haltung. Ach, er fehlt.

Text **Sibylle Becker-Kilian**



Klaus Humpert
Foto: Badische Zeitung/
Ingo Schneider



MIT SYSTEM GELÖST
DER COMBILIFT 542 MIT LADESTATIONEN –
BEQUEM BEDIENBAR PER SMART-PARKING-APP.



WIR VERDICHTEN PARKRAUM.
WÖHR Autoparksysteme GmbH | woehr.de